



Was für Lebewesen sind wir?

Noam Chomsky

*Berlin: Suhrkamp 2016,
26,00 Euro, 248 Seiten
ISBN: 978-3-518-58694-5*

Was hat Sprache mit Freiheit zu tun? Und wie begrenzt Sprache unseren Denkhorizont? Was sind wir eigentlich in der Lage zu erkennen und zu verstehen von der Welt? Keinen geringeren Fragen als diesen geht Noam Chomsky, emeritierter Professor für Linguistik und Philosophie am Massachusetts Institute of Technology in seinem 2016 bei Suhrkamp erschienenen Buch „Was für Lebewesen sind wir?“ nach. Er gilt als Begründer der modernen Linguistik, als Anarchist und kluger politischer Denker.

Der Klappentext kündigt das Buch als philosophische Summe seines Lebens an. Gesammelte Gedanken auf 248 Seiten. Gesammelte Gedanken in vier Kapiteln, angelehnt an eine Vortragsreihe, zu den Fragen: Was ist Sprache? Was können wir verstehen? Was ist Gemeinwohl? Die Geheimnisse der Natur – Wie tief verborgen? Schon das Inhaltsverzeichnis verrät viel über den Autor und sein Denken. Chomsky ist nicht derjenige, der versucht, den Leser und die Leserin mit einfachen Antworten zu beeindrucken. Er stellt Fragen, er ist neugierig und er ist skeptisch.

Chomsky nimmt seinen Ausgang bei der Sprache. So legt er im ersten Kapitel dar, was wir eigentlich nach langjähriger Forschung über Sprache wissen. Überraschende erste Einsicht: Offensichtlich ist noch nicht einmal klar, was Sprache überhaupt ist (S. 36). Für Chomsky ist die Funktion von Sprache nicht vordergründig Kommunikation, sondern Sprache ist für ihn vielmehr ein Werkzeug des Denkens (S. 55). Er beschäftigt sich mit Sprache als internem Wissenssystem, nicht mit Sprache, wie sie externalisiert, also gesprochen oder geschrieben wird. Von dem eigentlichen lauten Sprechen werde seinen Ausführungen zufolge ohnehin nur selten Gebrauch gemacht, der größere Teil finde als eine Art innerer Dialog statt (S. 56). Chomsky vertritt darüber hinaus die Auffassung, dass der Mensch über so etwas wie eine generative Grammatik verfügt, die man sich wie ein mathematisches Regelsystem vorstellen kann. Demzufolge basiert unsere Sprachfähigkeit auf einer geteilten biologischen Ausstattung, die uns Denken und Sprache überhaupt erst ermöglicht (S. 48). Diese Auffassung grenzt sich von behavioristischen Erklärungsansätzen ab und ist nicht unumstritten. Für Chomsky ist die Existenz einer generativen Grammatik allerdings die wahrscheinlichste Erklärung für die Beobachtung, dass wir in der Lage sind, aus wenigen Sätzen, die wir beim Erlernen einer Sprache hören, ein „unbegrenzttes Spektrum hierarchisch strukturierter Ausdrücke“ (S. 55) zu generieren.

Die konkreteren Ausführungen des ersten Kapitels sind durch eine Vielzahl linguistischer Fachtermini geprägt, die für Nicht-Linguist_innen nur schwer verständlich sind. Trotzdem lohnt sich das Weiterlesen unbedingt. Und aus humanistischer Sicht ist vor allem interessant, was aus Chomskys These folgt: Dass unsere grundsätzliche kognitive Sprachfähigkeit, die Existenz der von ihm angenommenen generativen Grammatik, „unbegrenzt und kreatives Denken“ (S. 74) ermöglicht und den Menschen zur Freiheit befähigt.

Wenn Sprache – im Sinne eines internen Sprachsystems – nun die Basis unseres Denkens ist, was können wir dann eigentlich verstehen, fragt Chomsky im zweiten Kapitel und steigt gleich mit einer verblüffenden, wenngleich so naheliegenden These ein: „Unsere angebotenen Strukturen machen uns eine reiche Vielfalt formulierbarer Fragen zugänglich, während sie andere ausschließen, die ein anders gerarteter Geist vielleicht als genau diejenigen erkennen würde, die man stellen sollte“ (S. 81). Wir hätten also nur ein begrenztes Spektrum an Möglichkeiten, überhaupt die richtigen Fragen zu stellen. Chomsky referiert im Folgenden immer wieder auf die Veränderungen, die die Newtonsche Philosophie und die Entdeckung der Gravitation für die Frage geleistet haben, was wir eigentlich verstehen können. Denn die von Newton entdeckte Gravitation funktioniert über Fernwirkung, nicht über direkten physischen Kontakt, damals aus wissenschaftlicher Sicht ein Ding der Unmöglichkeit. Newton, der seinerzeit selbst nicht an seine eigenen Forschungsergebnisse glauben konnte, habe geltend gemacht, nicht seine Prinzipien seien okkult, nur ihre Ursachen seien verborgen (S. 90). Die Ansprüche der Wissenschaft seien seitdem bescheidener geworden, so die zentrale Schlussfolgerung an der Stelle: Weg vom Anspruch eines umfassenden Verständnisses der Welt hin zu einem Anspruch, verständliche Theorien über die Welt zu entwickeln.

Manches werden wir also nie verstehen? Chomsky entmutigt diese Erkenntnis offensichtlich nicht, im Gegenteil. Seiner Meinung nach sollten wir diese „Geheimnisse-für-Menschen keineswegs bedauern, sondern außerordentlich dankbar dafür sein. Gäbe es keine Grenzen für die Abduktion (Hypothesenbildung, Anm. T.B.), hätten unsere kognitiven Fähigkeiten auch keinerlei Reichweite.“ (S. 126).

Nachdem Chomsky den Menschen in den ersten beiden Kapiteln zunächst naturwissenschaftlich als Individuum betrachtet hat, widmet sich er sich im dritten Kapitel dem Menschen als sozialem Geschöpf. Welche Art von Wesen wir werden, hänge „entscheidend von den gesellschaftlichen, kulturellen und institutionellen Bedingungen unseres Lebens ab.“ (S. 132). Das menschliche Denken hat Chomsky zufolge das Potential, sich unendlich zu entwickeln, weshalb menschliches Zusammenleben und gesellschaftliche Institutionen diese Veranlagung fördern sollten. Daher liegt für ihn die Frage so nahe, was dem Wohlergehen der Menschen und dem Gemeinwohl zuträglich sei. Chomsky führt eine Reihe von Aspekten an, die er eigentlich für Allgemeinplätze hält, ohne dass sie sich besonderer Berücksichtigung in der Gesellschaft erfreuten. Dazu gehört der Gemeinplatz, „dem zufolge wir Institutionen, die Zwang ausüben, in Frage stellen und diejenigen unter ihnen ablehnen sollten, die ihre Legitimität nicht demonstrieren können, und dass wir letztere abschaffen und von unten her neu wiederaufbauen sollten.“ (S. 138). Ein charmantes Plädoyer für einen gesunden Anarchismus. Große Ziele für emanzipierte Selbstverwaltung in Politik und Wirtschaft zu verfolgen, schließt in seinen Augen allerdings nicht aus, auch bestehende Formen staatlicher Macht zu unterstützen und zum Wohl der Allgemeinheit zu gestalten. „Menschen leben und leiden und behaupten sich in der realen Welt der bestehenden Gesellschaft und jeder vernünftige Mensch sollte für den Einsatz sämtlicher verfügbarer Mittel sein, um sie zu schützen

und zu ihrem Wohlergehen beizutragen, selbst wenn es ein langfristiges Ziel ist, die heutigen Mechanismen abzuschaffen und bessere Alternativen zu schaffen.“ (S. 142). Das Kapitel ist im Kern ein Plädoyer dafür, wachsam und widerständig gegen politische Bevormundung zu sein und zu erkennen, dass menschliche Entfaltung nur in Freiheit und ohne Hierarchie und Gewalt funktioniert.

Im letzten Kapitel kommt Chomsky vom Gemeinwohl zu der Frage zurück, wie tief uns manche Geheimnisse der Natur verborgen bleiben – eine Frage, die ihn partout nicht loslässt. Denn obwohl Menschen zu unendlicher sprachlicher Kreativität in der Lage sind, ist diese Kreativität dennoch nur unendlich in einem endlichen Gehirn, in einem endlichen Rahmen, den uns die Ausgestaltung unserer grundsätzlichen Sprachfähigkeit zur Verfügung stellt. Chomsky weist darauf hin, dass es daneben einen Bereich geben könnte, den wir nie verstehen werden, da wir biologisch in dieser Hinsicht beschränkt sind. Er knüpft an seine Ausführungen zu Newton aus dem zweiten Kapitel an. Keiner habe sich seinerzeit so etwas „okkultes“ wie Gravitation durch Fernwirkung vorstellen können, er habe es selbst unbegreiflich gefunden (S. 175). Newton habe die physische Ursache der Fernwirkung nicht finden können und meinte dann, es sei ausreichend zu wissen, dass die Schwerkraft existiere und nach welchen Gesetzen sie wirke, die Ursachen blieben verborgen. Chomsky führt als moderne Analogie die heutige Idee an, mentale Zustände seien Zustände des Gehirns. Denn auch diese Idee könnten wir einfach nicht verstehen, weil wir kein Bild davon hätten, wie Bewusstsein in der Materie entstehe (S. 176). Dabei verwehrt er sich immer wieder gegen die Diskreditierung der Newtonschen Einsicht – die Chomsky teilt – als Mysterianismus (S. 206). Es könne einfach gut sein, dass „viele von dem, was wir zu verstehen suchen, jenseits unserer kognitiven Grenzen“ liege (S. 207). Es gebe laut Chomsky keinen Grund für den Glauben, „dass

Menschen jedes Problem lösen können, das sie sich stellen, oder dass sie auch nur die richtigen Fragen stellen können.“ (S. 208).

Nachdem sich Chomsky im weiteren Verlauf des Kapitels in einer atemberaubenden Dichte und Geschwindigkeit auch noch mit den Haltungen von Philosophen und Wissenschaftlern wie Hume, Descartes, Galileo, Russell, Priestley, Stoljar und anderen beschäftigt, endet er mit vielen offenen Fragen und der Einsicht: „Und wie dem auch sei, hat all das nichts zu den cartesianischen Fragen zur kreativen Verwendung der Sprache beizutragen, die heute ebenso sehr ein Rätsel bleibt, wie sie es vor Jahrhunderten war, und die sich als eines jener letzten Geheimnisse herausstellen könnte, die für immer im Dunkeln bleiben werden, da sie für die menschliche Intelligenz undurchdringlich sind.“ (S. 243).

Ein ausgesprochen lesenswertes Buch, wenngleich keine U-Bahn-Lektüre. Von der stellenweise sehr linguistischen Fachsprache sollte man sich keinesfalls abschrecken lassen. Ein Buch, so dicht geschrieben, dass es sich lohnt, es mindestens zweimal zu lesen.

Was als gedanklicher Kern das ganze Buch durchzieht und bleibt: Unsere Sprache – im Sinne eines internen Sprachsystems – bestimmt unser Denken, Sprache ist in Chomskys Lesart unser Denken. Sie ermöglicht uns unendliche Kreativität und Freiheit, uns als autonome Wesen zu behaupten und Gesellschaft zum Besseren zu gestalten. Gleichzeitig sind wir in dieser unendlichen Kreativität in den Fragen und Gedanken, die uns möglich sind, durch unsere kognitiven Voraussetzungen begrenzt und werden manche Dinge vielleicht nie verstehen.

Tina Bär